



Feierabend



Der eilige Fahrgast.

Von Georg Diddern.

Es war in Napier, einer Stadt Neuseelands. Der Wellington-Express hatte gerade den Bahnhof verlassen, die Leute hatten sich verlaufen und die Taxifahrer schidten sich an, von dem außerhalb gelegenen Bahnhof zu ihrem Stand in der Hauptstraße zurückzuführen. Kommt ein Herr aus dem Bahnhof, geht auf den ersten Wagen zu. „Doppelte Taxe, wenn wir den Express einholen.“

„Ja, und ich verliere meinen Führerschein,“ sagte der Fahrer.

„Dreifache Taxe!“

„Und brechen uns das Genick,“ brummte der.

„Was verlangt Ihr denn?“

„Hört, Mann, den Express holt Ihr nicht mehr ein, es sind zuviel Herden unterwegs und hinter Te Aute alles Down-hill-Fahrt für den Zug, ich riskiere es nicht.“

Er fuhr ab.

„What is your price, man?“ fragte er mich.

„Dreifache Taxe und alle Strafen.“

„Gut, zahle auch noch Reparatur.“

„Nicht nötig! Unser Genick wird nicht zu reparieren sein. Come on, mein Wagen ist gut.“

Ich hatte damals den ersten Willys-Knight-Wagen, zwar kein überaus schnelles Auto, aber ein Wagen, der auf den schlechtesten Wegen ruhig lag und im Bergfahren feinesgleichen suchte; dabei immerhin keine hundert Kilometer machen konnte. Wir sausten dahin, an der See entlang nach Hastings. Zwei Möglichkeiten gab es für uns, den Zug in Waipawa bei 75 Kilometer oder in Dannevirke bei 150 Kilometer zu erreichen. Bis Hastings hatten wir Glück und holten von den verlorenen 20 Minuten fünf ein. Ich schlug einen Bogen um die Stadt. Die Maschine ging wie ein Uhrwerk, nur das Zischen des Vergasers war wahrnehmbar.

„Rein, das Risiko ist zu groß.“

„Versucht, schneller, Mann! Bleib your Eyes! Hell!“

Garbschaff sausten wir um die Bergkurve, mit dem Schmutzblech den Abhang streifend, gerade, daß ein Wagen, dessen Herde sich hoch aufbaumten, unberührt blieb.

Berworfene Fische — meines Fahrgastes Hut flog fort.

„Rever mind, laß ihn reisen. Shake her up. Gas ... Mac! Zwölf Minuten haben wir eingeholt. Wir kriegen in Waipawa.“

„No, we will not!“

Am Ende des Weges sah ich eine Schafherde. Ich mußte bremsen. Mein Passagier sprang aus dem Wagen und lief vor dem Auto her. Mit Gebell und Geschrei trieb er die Schafe auseinander: „Whyyobu ... hoi, hoi.“ Ich dicht auf seinen Fersen. Es mochten an die viertausend Schafe sein. „Versucht!“ Vier Minuten hatten wir wieder verloren.

„Vierfache Taxe für Waipawa! Zur Hölle mit dem Wagen! Gas, Mac, Gas!“

Voll drückte ich den Gashebel herunter und dahin ging es bergauf bergab.

„Wir kriegen ihn in Dannevirke, darauf weite ich.“

Ein Stolz, wie die Maschine lief!

„In Dannevirke? Gut; vierfache Taxe für Dannevirke — zweifache, wenn du zu spät kommst.“

„Topp, ich halte es.“

Wie wild ging es den Te-Aute-Berg hinauf. Das Geröll flog, der Staub wirbelte.

„Die Spuren, Mac, wir machen 70. Die Bahn ist frei, los! 80.“

Den Berg stürzte der Wagen nicht und lag viel ruhiger wie auf gerader Straße. Eine letzte Kurve — Da! ... ein Og mit Frau und Kind —

Vor Entsetzen ließ die Frau die Fügel fallen und schlug die Hände vors Gesicht.

Unsere Bremsen knirschten — zehn Meter Gleiten ... der Wagen stand ... Mein Fahrgast führte das Pferd vorbei ... und wie vom Teufel beissen ging es weiter ... 50 ... 60 ... 70 ... 80 ... 85

... 90 ... 92 ... 93 ... 96

„Zwei Pfund, wenn du die hundert schaffst“ ... 97 ... 98 ... vor uns eine Brücke. Bremsen?? 99 ...

„So for the, 100, Mac ...“

100! Whump! ... Wie in die Luft gesprengt flogen wir hoch. Klirr! Glas-

splitter flogen, Blut floss von der Stirn und Hand. Whump! Wieder hoch. — Bremsen ... ein Schleudern ... ein Baum ... eine Kurve ... schreiende Menschen — nur ruhig ... Vollgas! Gerade Straße ... 80 ... 85 ... 90 ...

„You're a devil, Mac,“ er schob mir zwei Pfund in die Tasche. „Was kostet die Scheibe?“

„Drei Pfund.“

„All right, here!“

Wir hatten Dufel — — 140 Kilometer legten wir ohne Panne zurück und trafen kaum ein Fahrzeug auf dem Wege. Talarabene hatten wir 100 gemacht, durch die Korkwoodberge waren wir gestoppt. Mafutuku war längst hinter uns ... Jetzt hatten wir den Zug. — — Aber wir mußten an ihm vorbei, wollten wir ihn in Dannevirke erreichen.

„Fünffache Taxe für Dannevirke!“ schrie mein Passagier.

Brausend sausten wir Piripirika entlang. Den letzten Bahnübergang mußten wir vor dem Zug erreichen. Sehen konnte man ihn nicht, weil er hinter einem Damm und mit abgedrosseltem Dampf bergab fuhr. Halten ging nicht — So. — — Los. — — Leben oder Tod!!

„Sechsfache Taxe!“

Whump ... Bahnübergang ... der Zug ... Bücken ... Brausen ... Dampf-wolke ... Schleudern ... aber wir fuhren ja noch ... 90 ... noch einen Berg runter — — rauf ... Magatera ... und wild durch die Stadt zum Bahnhof.

Der Express stand noch noch eine halbe Minute. Ich bekam einen Haufen Scheine in die Hand gedrückt und mein Passagier stieg in den Zug.

„Abfahren! — —“

Er stieg wieder aus und ging an den Zeitungskiosk.

„Was wollt Ihr? Schnell wieder einsteigen oder Ihr bleibt zurück!“ rief ich.

„Warum, die Aufregung und die Güte, Mac? — Ich wollte den Zug ja nur erreichen. Komm, laß uns etwas essen; später kannst du mich ganz gemütlich wieder nach Napier fahren.“

Mutter liest die Zeitung.

Mutter hat den ganzen Tag keine Zeit. Die fällige Arbeit nimmt jede Minute in Anspruch. Nur nach dem Abendessen gönnt sich Mutter eine halbe Stunde, um die Zeitung zu lesen. Auf dieses Vergnügen verzichtet sie nur ungern. Es klingt sehr einfach: sie setzt sich an den Tisch und liest. In Wirklichkeit spielt sich diese halbe Stunde Zeitungslesen so ab:

Mutter setzt sich unter die Lampe an den Familientisch. „Hat jemand die Zeitung gesehen?“ fragt sie. Nach kurzem Nachdenken meint der Vater: „Ja, ich glaube, sie liegt im Schlafzimmer.“ Mutter sucht. Endlich findet sie die Zeitung auf dem Küchentisch. Sie setzt sich an den Tisch und schlägt die „Geschichte“ auf. Ueberschrift, sonderbarerweise Fortsetzung. „Habe ich die gestrige Fortsetzung eigentlich schon gelesen?“ denkt sie. Aber es scheint zu stimmen. Sie fängt also an zu lesen.

Da fragt der Mann, der sich bisher mit sich selbst beschäftigt hat, ganz plötzlich: „Sag mal, Mutter, was gibt es denn morgen zu essen?“ Die Mutter blickt von der Zeitung auf: „Was meinst du? Ach ja, morgen, zu essen. Ja — ich weiß noch nicht recht.“ Eine kleine Debatte entspinnt sich, bis entschieden wird, daß es Kartoffeln mit Leber geben soll.

Dann liest Mutter weiter. Der Mann, der im Augenblick nichts Besseres zu tun weiß, unterbricht sie nach zwei Zeilen: „Sib mir doch auch mal ein Stück Zeitung ab; das Politische!“ Mutter faltet die Zeitung auseinander und gibt ihm den politischen Teil. Sie liest weiter. Nach drei Zeilen kommt Karl, der Zwölfjährige: „Ach, Mutter, hör mir doch mal die Vokabeln ab! Ich werde morgen geprüft werden.“ Mutter schiebt die Zeitung zurück, hört zehn Minuten lang Vokabeln ab, lächelt ihren Ältesten freundlich an und liest die nächsten sechs Zeilen.

Da kommt die siebenjährige Ilse, die schon beim Auskleiden ist, ins Zimmer gestürzt: „Mutter, meine Strümpfe sind alle kaputt. Welche soll ich denn morgen anziehen?“ Die Mutter erwidert, daß keineswegs alle Strümpfe kaputt seien, sondern, daß sich die meisten gerade in der Wäsche befinden, daß Ilse jedoch im Schrank, links unten, noch zwei Paar gute Strümpfe habe, die sie aber ja recht schonen möge. Ilse tröstet sich mit einem müden „Gu'n Nacht!“

Mutter liest vier Zeilen. Da lacht der Mann auf. Sie fragt: „Was hast du denn?“ — „Hast du das gelesen?“ fragt er. „Da hats unser Abgeordneter den andern aber wieder mal ordentlich gegeben! Hast du das denn nicht gelesen?“ Mutter schüttelt den Kopf und meint mit stiller Ironie: „Wann denn?“

Der Mann liest weiter. Auch Mutter liest ein paar Zeilen. Da wird sie von Otto, dem Neunjährigen, unterbrochen: „Mutter, bitte, gu'd dir mal meine Rechenaufgaben an, ob die richtig sind!“ Freundlich und hilfsbereit rechnet Mutter schnell die leichten Exemplar durch. Otto hat zwei Fehler gemacht und wird darüber aufgeklärt. Dann schiebt der Junge mit seinem Beste wieder davon.

Nach einigen Zeilen fragt der Mann: „Hast du das Gas schon abgedreht?“ — „Ja!“ antwortet sie beim Lesen. Da kommt Karl wieder. An seiner Mütze ist der Schirm locker geworden. Er ist sehr unglücklich darüber, aber er soll doch nicht schlampig aussehen, sagt die Mutter immer. Mutter sieht sich die Mütze an, legt sie auf den Tisch und verspricht, den Schaden noch vor dem Schlafengehen in Ordnung zu bringen. Dann kommt Otto noch einmal, zeigt seine verbesserten Rechenaufgaben und sagt „Gute Nacht“. Mutter liest . . .

Draußen schlägt es neunmal. Der Mann blickt auf und sagt zu seiner Frau: „Run sieh dir mal unsre Uhr an! Was ist nur mit der los? Eben schlägt es neun, und hier sehn noch ganze elf Minuten.“ Mutter blickt auf die Wanduhr, steht auf, stellt die Zeiger richtig und liest wieder weiter.

Karl sagt: „Mutter, ich soll dich grüßen. Ich hab's ganz vergessen. Ich traf heute den alten Grumpel, der mal neben uns gewohnt hat. Er hat sich sehr nach dir erkundigt.“

„Ach, der Herr Grumpel! Wie geht es ihm, wie sieht er denn aus?“ fragt die Mutter aufmerksam. Karl berichtet. Dann wendet sich Mutter wieder ihrer Zeitung zu. Gleich darauf unterbricht der Vater sie: „Uebrigens, Mutter, da fällt mir eben ein: Meiers haben uns doch zum Sonntag eingeladen. Ich glaube, der Theodor hat Geburtstag, und das soll wohl gefeiert werden. Wir müssen dem Jungen doch was mitbringen. Was meinst du denn?“ Die Mutter blickt auf: „Ja, ja, natürlich. Der Theodor? Ja, ich weiß nicht recht, was man dem Jungen mitbringen soll. Frag' doch Karl — so Jungen wissen das immer am besten.“ Sie liest weiter. Der Mann liest auch, aber nicht sehr aufmerksam, denn er hat das Wichtigste schon in der Straßenbahn gelesen.

Es ist ganz still im Zimmer. Der Mann niest heftig. Die Frau schreit auf: „Was sagtest du eben?“ Der Mann sieht sie verblüfft an. Beide wissen nicht, was hier Spaß, was Ernst ist.

Der Mann gähnt. Mutter will noch weiterlesen. Aber sie hat keine Ruhe mehr. Obendrein fängt der Mann an, ihr etwas von Stresemann zu erzählen. Sie faltet resigniert die Zeitung zusammen und sagt: „Ich werde im Bette weiterlesen.“ Der Vater schüttelt den Kopf: „Du wirst dir nur die Augen verderben.“ — „Ich kann jetzt doch nicht lesen,“ wendet sie ein. „Es stört dich doch niemand,“ meint er. Mutter lächelt müde. „Gehen wir bald zu Bett?“ Der Vater gähnt wieder. „Ja, wenn du willst. Aber im Bette noch lesen? Mutter, ich finde, dazu hättest du doch eigentlich am Tage genug Zeit!“

Frank Smetana.

Nadira Begum.

In kaum einem Lande der Erde spielen die triebhaftesten Kräfte im Menschen eine so ausschlaggebende Rolle wie in Indien. Es gibt dort keinen Palast, keinen Tempel, kein Grabmal, mit dem nicht irgendeine dramatische Liebesgeschichte verbunden wäre. Besonders die Gräber wissen eine reiche Sprache vom Gefühlleben des Inders zu reden.

In Lahore steht das berühmte Grabmal der Nadira Begum, einstmals der Lieblingsfrau des Maharadschas von Jahnaqir. Das Grabmal besteht aus reinstem schneeweißen Marmor und ruht seine Klumpen inmitten niemals verblühender Rosen-g-n-Himmel. Die Geschichte der Nadira Begum ist heute noch in ganz Indien bekannt. Wie bei uns die Märchen, so ging diese Geschichte in Indien von Generation zu Generation bis auf das Geschlecht von heute. Ein kürzlich aus Indien zurückgekehrter Reisender gibt uns den nachfolgenden Bericht von der Tragödie dieser Lieblingsfrau:

Nadira Begum, die schönste Frau ihrer Zeit, starb im Jahre 1615, von der despotischen Grausamkeit ihres Schwiegervaters zu Tode gequält. Weil sie während einer religiösen Feier, bei der alles in strengstem Ernst verharren mußte, ihrem Gatten, dem Maharadscha von Jahnaqir, zugelächelt hatte, wurde sie von dem brutalen Schwiegervater zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Alle Bitten des Soh-

nes um Begnadigung seiner über alles geliebten Gattin blieben vergeblich: die Strafe wurde an dem blühenden jungen Weibe vollzogen. Am gleichen Tage jedoch verübte der Maharadscha, wie der Volksmund erzählt, Selbstmord. Nach seinem letzten Willen wurde sein gesamtes Vermögen dazu verwendet, seiner Lieblingsfrau ein Grabmal zu setzen, das alle Zeiten überdauern sollte. Noch heute steht das herrliche Grabmal der Nadira Begum unversehrt an der Stelle, an der es der Maharadscha von Jahnaqir vor mehr als 300 Jahren errichten ließ, und kündigt der Nachwelt in lebendiger Sprache von der unendlichen Zuneigung eines indischen Liebespaars.

Fünf Minuten für die Gesundheit.

Von Dr. Annemarie Durand-Weyer.

Wenn das Tier aufwacht, reckt und streckt es sich. Bedächtig prüft es die Elastizität seiner Glieder, die Stärke seiner Muskeln. Auch das Kleinkind „turt“ erst einmal in seinem Bettchen, bevor es seine Stimme erhebt, um die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich zu lenken. Die Schule zwingt zum frühen Aufstehen, rasch werden die Kleider übergeworfen, die Behaglichkeit des morgendlichen Dehnens geht verloren, und mit ihr ein wichtiges gesundheitliches Moment. Zum Glück gibt es in der Schule noch eine regelmäßige Turnstunde und der jugendliche Körper findet darin ein Gegengewicht gegen die Sitzschäden. Wie aber steht es mit den Erwachsenen? „Ich habe keine Zeit zum Turnen,“ ist mir auf meine diesbezügliche Frage schon oft geantwortet worden. — Doch, mein Lieber, Sie haben Zeit dazu, denn ich will Ihnen sagen, wie Sie es machen können, ohne mehr als fünf Minuten am Tage dafür zu opfern! Das tägliche Reden und Strecken, verbunden mit dem dadurch erzwungenen Tiefatmen ist von unendlichem Wert für unsere Gesundheit, für unsere Arbeits- und Leistungsfähigkeit, für die Haltung, die wir den Anforderungen des Tages entgegenbringen.

Wenn Sie des morgens aufwachen, noch bevor das Fenster, das während der Nacht immer offen stehen sollte, geschlossen ist, die Decke zurückzuschlagen und ein paar mal tief ein- und besonders gründlich ausatmen, damit die Lunge von den Schlacken der Nacht gereinigt wird und den Organen, insbesondere dem Herzen, wieder frischen Sauerstoff zuführen kann, und das kreisende Blut erneuert wird. Dann werden bei liegendem Oberkörper die Beine senkrecht in die Luft gestreckt und langsam wieder gesenkt. Jetzt mit anliegenden Armen den Oberkörper langsam aufrichten, während die Beine fest auf den Betten liegen. Jetzt noch zwei bis drei tiefe Atemzüge, ein paar Kniebeugungen, immer begleitet von Tiefatmen, und Ihr Körper, gut durchblutet und erstärkt, genießt die morgendliche Ganzwaschung. Diese kann je nach Geschmack kalt, warm oder heiß sein, darf aber nie als unangenehm empfunden werden: sie hat den Zweck, alle Ermüdungsstoffe aus der Haut zu entfernen, und so den Körper zu entgiften.

Auch unter Tags, insbesondere bei sitzenden Berufen, tun ein paar tiefe Atemzüge, immer gefolgt von tiefem Ausatmen, Wunder in bezug auf Erneuerung der geistigen Spannkraft und körperlichen Frische.

Wie des morgens, so ist es auch abends vor dem Schlafengehen wichtig, seinem Körper noch einmal die Wohltat der frischen Luft vor innen und außen angedeihen zu lassen. Vor dem abends noch einmal geturnt hat, schläft in der Nacht tief und ruhig und wird nicht durch kalte Füße am Einschlafen verhindert.

Im Zeppelin nach Kleinasien.

Der Leiter des sozialdemokratischen Pressedienstes, Gen. Erich Alstringhaus, hat die Mittelmeerfahrt an Bord des „Zeppelin“ mitgemacht, die hier unter Begleitung der Fahrt bis Jerusalem dargestellt ist.

Friedrichshafen, 28. März.
Kurs auf Griechenland.

Der Weg führt uns nach dem Besuch von Jerusalem an der Küste von Palästina entlang. Ringsum ist es dunkel. Der Wind heult und kentert sich unserem tapferen Schiff entgegen, als sei auch er beauftragt und bezahlt, uns den Zugang nach Ägypten zu versperren. Mit voller Kraft arbeitet „Graf Zeppelin“ gegen ihn an. Kilometer um Kilometer kämpft er sich vorwärts. Da kommt der Leuchtturm von Port Said, der bedeutendste Handelsplatz von Syrien, in Sicht. Die Stadt liegt zu weit entfernt, als daß wir sie in der Dunkelheit erkennen könnten. Nur auf drei Kilometer dürfen wir uns der ägyptischen Küste nähern. So hat es die englische Regierung gewollt, so wird es gemacht. Es kann auch sein, daß Dr. Edener den Abstand auf drei Kilometer und 20 oder 25 Zentimeter gewahrt hat. Aber darüber kann er selbst am besten Auskunft geben.

Während wir so dahinfahren, um uns die stockfinstere Nacht, unter uns endloses und plötzlich wild gewordenen Wasser, stellt sich Dr. Edener zu einer Plauderstunde in der Passagiergondel ein. Wir sprechen natürlich in erster Linie von dem Verbot der englischen Regierung, ägyptisches Gebiet anzusteuern. Ein Kapitel für sich, das zu neuem Haß der Ägypter gegen die englische Oberherrschaft geführt hat. Aus den zahlreichen Telegrammen, die uns aus Kairo an Bord des Schiffes erreichen, spricht Empörung über Empörung. Amtliche ägyptische Kreise haben Dr. Edener dringend gebeten, ihr Vaterland zu überfliegen und in ihm zu landen.

Unterdessen hat sich unser Schiff mehrere hundert Kilometer von der ägyptischen Küste entfernt. Wir steuern, zur Rechten die Insel Kreta, auf die Cycladen zu, eine zum Teil bewohnte, zum Teil unbewohnte Inselgruppe, die Griechenland vorgelagert ist. Im Morgengrauen — es mag 4 Uhr gewesen sein — erreichen wir dieses einsame und verlassen in einem tiefen Nebelschleier daliegende Inselfeld. Unmittelbar vor uns ruht Athen mit seinen über 200.000 Einwohnern. Die Zeiger der Uhr stehen noch nicht auf 6. Wir verlangsamen das Tempo, fahren mit halber Kraft, um die Athener durch das summende Spiel unserer fleißigen Motoren, nicht allzu früh aus dem Schlafe zu wecken.

Ueber Athen.

Es wird fast 7 Uhr, ehe wir uns Athen, der vor und nach Christi immer und immer wieder umkämpften Stadt über dem Hafen von Piräus, nähern. Wie ausgestorben liegt sie da, in ihrer unmittelbaren Umgebung. Felsblock an Felsblock, steinönig, fast ohne Baum und Strand. Ein steinernes Meer. Aus ihrer Mitte ragt auf einem steil hochstrebenden Kalkfelsplateau die Akropolis empor; einst der Sitz der Könige und Götter, heute wird sie als klassisches Kunstdenkmal von Hunderten von Menschen bewundert. In 1500 Meter Höhe lassen wir sie unter uns liegen. Die Zeit drängt; acht Stunden später soll Konstantinopel erreicht sein.

Mit 170 Kilometer Durchschnittsgeschwindigkeit steuern wir weiter der Insel Euböa zu. Links und rechts von uns steht der Parnas mit seinem 2400 Meter hohen Pylarussberg fähig an fähig. In seinen Richten liegen

zahlreiche Dörfer und Städtchen, in denen griechische Geschichte spielt. Darunter der Felsen Marathon an der Ostküste Attikas; nach ihm ist der 42,9 Kilometer lange Marathonlauf der modernen olympischen Festspiele benannt. Und während wir uns von der Geschichte dieser reizenden Gegend erzählen, leuchtet uns in der Ferne über hellgrünem, zerklüftetem Bergland der fast 3000 Meter hohe Olymp entgegen. Bald ist die Ostspitze von Euböa erreicht. Unter uns liegt ein prächtiges Inselmeer. Ueber Syrus, einer Insel der nördlichen Sporadengruppe, durch den Regäus soll uns der Weg weiter führen.

Auf dem Wege zur Adria.

In der Ferne kündigt Patras, die griechische Korinthenstadt, daß der von herrlichsten Gebirgsketten umgebene Meerbusen von Korinth passiert ist und wir uns wieder in der Nähe der Ionischen Inseln befinden. Vor 48 Stunden pendelten wir hier mit dem Kurs auf Kreta die Insel Sjanta an; jetzt ist das Steuer auf Cephalonea gerichtet. In seiner Nähe liegt Jthala mit der Hauptstadt gleichen Namens, der Heimat des Helden der troischen Sage und der homerischen Gedichte, Odysseus. Ein prächtiges, sorgsam gepflegtes Städtchen. Ein Genuss für Auge und Hirn. Wir ziehen an ihm in halber Fahrt entlang. Jedem einzelnen will Dr. Edener Gelegenheit geben, die sagenhafte Stadt mit ihren historischen Stätten und Winkeln eingehend zu betrachten. Ich verjuche, sie unter fast halbschweberischen Umständen zwei, drei, viermal auf der Platte festzuhalten. Hoffentlich hat es sich gelohnt.

Der Wind hat sich unerwartet gedreht. Wir haben ihn im Rücken und sausen seit wenigen Minuten mit 165 Kilometer Geschwindigkeit, links von uns in Sichtweite der Epirus, der adriatischen Küste entgegen. Stundenlang nichts als Wasser und Wasser; vereinzelt tauchen kleine Inselgruppen auf, die nach der Karte zu dem Ionischen Inselfeld zählen. Sie liegen da, ohne äußerlichen Reiz, ähnlich wie das durch seinen Wein- und Delbau bekannte und an Geschichte reiche Korfu, der nördlichsten Ionischen Insel. An seiner Südspitze angelangt, beginnt die Straße nach dem Achilleion, jener Stätte, an der sich Wilhelm der Letzte in besseren Tagen labte. Wir sehen vergeblich; es liegt von Wind und Wetter geschützt auf der entgegengesetzten Seite. Später durchkreuzen wir die Straße von Otranto, zu deren Vinken die albanischen Steinväsen und zur Rechten fruchtbare Gebiete der italienischen Halbinsel liegen. Auch sie bietet weder dem stillen Beobachter noch dem Photographen eine Gelegenheit zu irgendwelchen Studien. Von der italienischen Küste sehen wir nichts, von Albanien zunächst nur ungeheure schneebedeckte Felsketten. Erst vor Durazzo wird das Bild lebendiger. Wir sehen fruchtbare, wenn auch unzulänglich bewirtschaftete Landstrecken. Ehe wir die Hafenstadt des albanischen Königreiches in 150 Meter Höhe überqueren, grüßt uns unten ein deutscher Frachtdampfer mit der kaum sichtbaren Handelsflagge der Deutschen Republik. Auf gleicher Höhe mit Durazzo liegt Tirana, die Residenz des jüngsten aller Könige. Wir sehen die lindenwärts gelegene Stadt nicht. Angesichts Durazzos spricht man dennoch von ihr und macht seine Späße über den von Mussolini abhängigen „König der Bergvölker“.

Jugoslawien in Sicht.

Weiter bringt uns das fleißige Schiff über den Golf von Cattaro und die in einem Bergwinkel gelegene gleichnamige Stadt nach Ra-

guja am Abgang des San Sergio. Jugoslawien ist an der dalmatinischen Küste erreicht. Weiter entbieten uns Grüze des Landes. In weniger als sieben Stunden haben wir Griechenland und die Küste von Albanien passiert. Wir nähern uns der Heimat. Vor uns wieder eine fast unendliche von Furchbarkeit gesegnete Inselkette. Wir überqueren sie in flottem Tempo. Dann geht es bei Spalato über Land auf Desterreich zu. Wie gerne hätte Dr. Edener auch Belgrad angeseuert, das auf ausdrücklichen Wunsch des deutschen Gesandten Dr. Köster besucht werden sollte. Die ihm vorgelagerten Bergketten machten es unmöglich. Unzuverlässig mußte Dr. Edener den Besuch auf einen späteren Termin verschieben.

Als wir Land erreichten, stand die Sonne bereits im Begriffe unterzugehen. Vor uns die Dinarischen Alpen mit ihren Höhenzügen, um uns dichter Nebel. Wir gingen höher und höher; flogen hinab und wieder hinauf, um Sicht zu gewinnen. Alles ohne Erfolg.

Die letzte Nacht.

Das Dunkel des Abends erschwert die Situation. Schwere Böen lassen eine unruhige Nacht voraussahnen. Wir fragen uns gegenseitig, wo wir sind, ohne den richtigen Kurs feststellen zu können. Sicher ist nur, daß wir uns den Dinarischen Alpen nähern und Dr. Edener entschlossen ist, sie zu überqueren. Um 8 Uhr abends erscheint er in der Passagiergondel. Wir haben es geschafft! Außerordentlich hoch — so erzählt der tapfere Führer unseres Schiffes — haben wir vor wenigen Minuten die Berge überwandern; jetzt geht es bergab ins Tal den Flußläufen entlang, mit dem Kurs auf Budapest.

Wien, das wir bereits um ein, dann um zwei Uhr ansteuern sollten, finden wir glücklich um 3 Uhr nachts bei strömendem Regen. Wir kommen von Preßburg. Auf einen Besuch von Budapest mußten wir der Wetterverhältnisse wegen verzichten. Dunkel in Dunkel liegt die Hauptstadt Deutschösterreichs unter uns. Fast unendlich sind die Lichter, die wir sehen, sonst erkennen wir nichts. In strömendem Regen, der selbst durch die Fenster der Passagiergondel quillt, nehmten wir Abschied von unseren österreichischen Freunden, in Gedanken bereits in der Heimat. Der Weg führt uns über Linz. Starke Gegenwinde verringern die Geschwindigkeit des Schiffes auf 80 Kilometer. Immer elender wird das Wetter. Nebelwolken wechseln mit Schneereiben. Nichts ist zu erkennen. Stundenlang sind die Schiffsführer auf den Kompaß und ihre Uhr angewiesen. Die Scheiben der Führergondel sind gefroren, so daß die Sicht vollends zur Unmöglichkeit wird.

In der Heimat.

Endlich gegen 6 Uhr morgens ein Lichtblick. Der Nebel wird dünner und dünner. Wir haben Desterreich verlassen und bei Burghausen die deutsche Grenze erreicht. Wiederum setzt Nebel ein; es wird eifig kalt. Ein schneeliges Wetter. In niedriger Höhe gelingt es dennoch, über München, Augsburg und Ulm den heimathafen glücklich zu erreichen. Von der riesigen Halle begrüßen uns die Farben der Republik: schwarz-rot-gold. „Graf Zeppelin“ daheim!

In einer halben Stunde ist die Landung geglückt. Bald steigt das Schiff, von Hunderten von Händen geführt, zur wohlverdienten Ruhe in der Halle. Wir verlassen es mit Dankesworten an Dr. Edener und die tapferen Mannschaften. Ein großes Erlebnis liegt hinter uns.

Eine Glanzleistung.

Das Fazit unserer Tag- und Nachtfahrt nach Kleinasien und zurück? **Ja wiederhole es: eine Glanzleistung des „Grafen Zeppelin“, eine Glanzleistung von Führung und Besatzung, die bisher einzig dasteht. Nur Verblüdung und Kurzsichtigkeit können in den Leistungen des imposanten Schiffes und seiner Besatzung einen „Kummel“ sehen und seiner Führung militärische Absichten unterstellen.**

Erich Astringhaus.

Geistesgegenwart.

Die nachfolgende Geschichte klingt wie eine gut erfundene Anekdote. Sie soll aber wirklich wahr sein, und sie ist jedenfalls so charakteristisch für ihre Hauptperson, daß man an ihrer Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln braucht.

Der Schüler eines englischen College kam aus der Kirche zurück, in der er einer Trauungszeremonie beigewohnt hatte. Zu Hause mußte er den Weg durch das Speisezimmer nehmen, und als er mehrere leere Äpfel auf dem Tische liegen sah, konnte er der Versuchung nicht widerstehen. Da er sich nicht beobachtet glaubte, nahm er den größten der Äpfel, näherte ihn seinem Munde und wiederholte die in England übliche Formel, die er bei der Trauung in der Kirche gehört hatte: „Hierdurch mache ich die Ehe kund zwischen diesem Apfel und meinem Mund. Wenn jemand Einspruch dagegen erheben will, so tue er es jetzt, oder er schweige für immer!“

Die „Ehe“ wurde vollzogen. Unglücklicherweise hatte jedoch ein Lehrer des Internats heimlich den Vorgang beobachtet. Er sagte zunächst nichts und rief den Schüler erst am anderen Tage zu sich. Mitten im Schulzimmer erschien der Magister mit einem derben Rohrstock, um den nachhastigen Jungen kräftig zu verprügeln. Dabei begann er die Prozedur mit folgenden Worten: „Hiermit mache ich die Ehe kund zwischen diesem Stock und diesem Hosenboden. Wenn jemand Einspruch dagegen erheben will, so tue er es jetzt, oder er schweige für immer!“

Der nachhastige Schüler erkannte sofort, wie er sich retten könne, und rief daher augenblicklich mit größter Geistesgegenwart: „Halt! Ich erhebe Einspruch.“

„Mit welcher Begründung,“ fragte der Lehrer.

„Weil die Parteien nicht einverstanden sind.“

„In diesem Falle,“ erwiderte der Lehrer lächelnd und von dieser Geistesgegenwart entzückt, „müssen wir leider die Zeremonie verschieben.“

Die Zeremonie hat für immer verschoben werden müssen, denn der nachhastige und geistesgegenwärtige Junge entwickelte sich bald zu einem Muster Schüler der ganzen Klasse. Auch sein späteres Schicksal hat vollauf die großen Hoffnungen bestätigt, die sein Lehrer schon damals auf ihn setzte, denn der schlagfertige Schüler, von dem hier die Rede war, ist niemand anders gewesen als der spätere englische Dichter — Bernard Shaw.

Was mancher nicht weiß.

In den Vereinigten Staaten betrug der Wert des verbrauchten Kaugummi im Jahre 1925 mehr als 48 Millionen Dollars. Die Ausfuhr an Kaugummi stellt sich jetzt auf jährlich über 200.000 Dollars.

Im Jahre 1927 konnten insgesamt 3.56 Millionen Postsendungen von der deutschen Reichspost weder an den Empfänger zugestellt noch an den Absender zurückgegeben werden.

Das Gewicht der Erde wird auf 5960 Trillionen Tonnen, das des Mondes auf nahezu 78.5 Trillionen Tonnen geschätzt.

Die Stärke der Dampfmaschine des früher deutschen Schiffes „Imperator“ betragen 62.000 Pferdestärken.

Zum Zeichen der Trauer trugen im 16. Jahrhundert die Damen in Frankreich zu braunen Kleidern und Schleiern gemalte oder aus Gold gearbeitete Totenköpfe, Totengebeine, Tränen und Tränenjelen auf ihren Arm- und Halsbändern.

In London gibt es so viele herrenlose Katzen, daß jährlich mehr als 100.000 Stück vom Tierchutzverein schmerzlos getötet werden müssen.

Der Erfinder des Reflektorspiegels war nicht etwa ein Arzt, sondern der berühmte Gejungslehrer Manuel Garcia (1805—1906). Diese Erfindung ermöglichte erst die Laryngoskopie.

Die deutsche Sprache hat etwa 30.000 Worte, jedoch werden in der Umgangssprache nur etwa 4000—5000 gebraucht. Von Goethe wird gesagt, daß er etwa über 10.000 Worte verfügte.

Roschus wird aus den Bauchdrüsen des Roshushirschen gewonnen.

Allerlei.

Wunder der Technik. Die Südpolexpedition der amerikanischen Flieger Willins und Byrd steht in dauernder Funkverbindung mit den „New York Times“. Manchmal ist der Empfang in der Schriftleitung der „New York Times“ durch Luftverhältnisse gestört. Der Funker hat für solche Fälle auch in seiner Wohnung einen Empfänger, wo die Luftverhältnisse günstiger sind. Wenn in der Schriftleitung eine Störung ist, geht er in seine Wohnung und nimmt dort die Nachrichten Byrds entgegen. Vor ein paar Tagen nahm der Funker wieder in seiner Wohnung auf. Die Schriftleitung wollte ihn sprechen, aber der Hörer seines Fernsprechers war abgehängt. Rasch entschlossen, funkte die Schriftleitung über 13.000 Meilen hinweg von New York nach den Südpol an Byrd, er möge dem Funker sagen, daß ihn die Schriftleitung sprechen wollte. Zwei Minuten später meldete sich der Funker am Fernsprecher: „Byrd funkt, daß Sie mich sprechen wollen. Was ist denn los?“

Wieviel Kraft braucht man zum Schreiben? Jede, auch die geringste körperliche Arbeit erfordert einen gewissen Kraftaufwand. Daß man auch beim flüchtigen Dahingleiten auf dem Papier Kraft verbraucht, das wird sicher noch keiner verspürt haben. Und doch ist ausgerechnet worden, daß der Schreibende mit einem Druck von 16.5 Gramm die Feder führt. Schon der Schüler leistet darin ein ganz Erhebliches im Kraftaufwand. Bei seiner langsamen Schreibweise, den Federstrich zu einer Sekunde gerechnet, braucht er bei täglich nur einer Stunde einen Federdruck von 16.5 mal 60 mal 60 gleich 59.400 Gramm, gleich 60 Kilogramm. Ein geübter Schreiber macht mindestens zwei Federstriche in der Sekunde, das sind 23 Gramm Federdruck mal 60 mal 60 gleich 118.800 Gramm gleich 119 Kilogramm Federdruck in der Stunde.

Vier Jahre im Fahrradattel. Zwei Studenten, der Italiener Gibelli und der Tschechoslowake Kunding, die soeben in London eingetroffen sind, können sich einer tüchtigen Sportleistung rühmen: Vor vier Jahren brachen sie in Rom mit einem Tandem zur Reise auf, in deren Verlauf sie Deutschland, Palästina, Syrien, den Irak, Persien, Indien, Tibet, Burma, Siam, Kambodscha, China, die Mongolei, Sibirien, Rußland und Polen be-

suchten. In ihrem Gepäck befanden sich je sechs dicke Bände mit Beurkundungen ihrer Reiseroute. Die beiden Radfahrer haben auch Ghandi besucht und zwar an einem Montag, den Tag, an dem er sich in Schweigen übt. Sie mußten infolgedessen mit ihm schriftlich verkehren. Die Studenten machten die Beobachtung, daß Ghandi mit der linken Hand englisch schrieb, um dadurch zu bekunden, daß seine rechte Hand ausschließlich dem Dienst Indiens gewidmet sei.

Weiteres.

Ahnungsvoll. A. (zu seinem Reisegefährten): „Daß Sie solche Angst vor der Heimkehr haben?“ — B.: „Ja, wissen S., ich hab' neulich aus einer famosen Gebirgskneipe meiner Frau eine Ansichtskarte geschickt, und in meinem Dusef hab' ich alle Kellnerinnen mit unterschreiben lassen!“

Ein sächsisches Geschichtchen aus Dresden wird im Berliner Börsen-Courier erzählt: Ich bin in Dresden, will in den Großen Garten, steige in die Elektrische und bitte den Schaffner um Auskunft. „Da mißne umsteigen, ich komme widder um Jaach Ihnen Bescheid.“ An der Umsteigegehaltstelle holte er mich heraus, nahm mich liebevoll in den Arm und sprach: „Söhnle da drien die Bahne mit der Reinzahn?“ — „Ja, die seh ich.“ — „Die ist falsch, die nähnse nich! Wenn da enne Reinzuffsch stäht, dann nähnse, die fährd hin.“ — Ich nahm sie, komme in den Großen Garten und frage den Erstbesten: „Bitte, wie komm ich hier zum Schloß?“ — „Enn Schloß? Enn Schloß gibbds hier nich.“ — „Ja, hier im Großen Garten steht doch ein Schloß?“ — „Nä, enn Schloß is hier nich. Reense freischd enn Reisterang? Das is hier, aber enn Schloß, nä, das gibbds hier nich.“ — Ich geh's auf, geh ein Stückchen weiter und frage einen anderen: „Bitte, ist hier im Großen Garten nicht ein Schloß?“ — „Nä, enn Schloß is hier nich.“ — „Aber ich weiß doch ganz genau von früher, hier war ein Schloß mit einem großen Wasserbecken davor und vier kleinen Pavillons.“ — „Ach sooo, f'Balah! Ze meen f'Balah! Ja, wenn's Balah meen, da drien um die Viechung, da sähn's fleich, f'Balah!“

Anspruchsvoll. „Das hier, Fränkeln, ist der größte Wollenträger New Yorks.“ — „Um welche Zeit kragt er?“

Das kommt nur beim Ersten vor . . .! Der um die Jahrhundertwende in Frankfurt gestorbene geistliche Rat Bernhardt zu St. Elisabethen war ein origineller Herr, der im Volke sehr beliebt, das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Einst kam ein junger Chemann zu ihm, um die Taufe des ersten Kindes zu erbitten, das, wie das wohl manchmal zu gehen pflegt, ein wenig zu früh vom Klapperstorch ins Haus gebracht wurde. Darob natürlich große Verlegenheit bei dem jungen Chemann. Bernhardt klopfte dem jungen Chemann aber jovial auf die Schulter und tröstete ihn in gut Frankfurter Deutsch: „Des is nit so schlimm, des kommt nur beim Erste vor, die annern komme all richtig!“

Schwedischer Humor. Ein blauäugiges kleines Kerlchen im Matrosenkittel bot einigen Damen, die einem Automobil entsiegen, so strahlend „guten Tag“, daß eine von ihnen sich veranlaßt sah, den Kleinen zu fragen, ob er alle Menschen so freundlich grüße. „Nein,“ antwortete das Kind; „nur die Leute, die im Auto und auf Motorrädern fahren. Vater sagt, gegen solche Leute müsse man recht höflich sein, weil sie seine besten Kunden sind.“ — „Was ist denn dein Vater?“ fragte die Dame verwundert. „Dat er eine Reparaturwerkstatt?“ — „Nein, Sargtischler ist er.“